

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit der illustrierten Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postgesetzungs-Vereinsliste für 1886 unter Nr. 789.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 4 gespaltete Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pfennige. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Genthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die deutsche Industrie.

Wir wünschen gewiß aufrichtig, daß die deutsche Industrie sich so gestalten möge, daß sie der Gesamtheit des Volkes zum Wohle gereicht; wir wünschen sie so blühend als nur möglich zu sehen. Das kann uns aber nicht abhalten, die Schattenseiten des modernen Industriesystems zu beleuchten und wir sind deshalb immer jenen überschwenglichen Lobeserhebungen entgegen getreten, welche die liberale Presse zuweilen unserer Industrie zu widmen pflegt. Die moderne Industrie krankt eben daran, daß von ihrem System eine größere oder geringere Massenarmuth untrennlich ist, und so lange dies nicht aufhört, so lange sind wir von dieser Industrie nicht sonderlich begeistert.

Nun hat die vom englischen Parlament niedergesetzte Enquete-Kommission für Handel und Industrie in ihrem Bericht anerkannt, daß die deutsche Industrie auf vielen Gebieten der englischen Konkurrenz mache und zwar mit vielem Erfolg auch da, wo die englische Industrie früher dominiert habe, während zugleich der deutsche Handelsstand es besser als der englische verstehe, neue Märkte aufzusuchen und die Produkte denselben anzupassen. Das hört man selbstverständlich bei uns gern und die Industriellen sind entzückt davon.

Wir stehen solchen Dingen immer etwas skeptisch gegenüber, denn wenn man von der Industrie spricht, so denken wir nicht, wie andere Leute, ausschließlich an die Unternehmer und die Kaufleute, sondern auch an die Arbeiter. Und da nimmt es sich für uns etwas sonderbar aus, wenn liberale Blätter — wie dieser Tage geschah — an den Bericht der englischen Enquete-Kommission folgende Lobpreisung der deutschen Industrie knüpfen:

„Was die deutsche Industrie betrifft, so verbannt dieselbe ihren Aufschwung und ihre Konkurrenzfähigkeit unserem Schulwesen und insbesondere unseren guten technischen Bildungsanstalten, der Solidität und Nüchternheit unseres Arbeiterstandes und der Leichtigkeit, mit welcher der Deutsche in fremde Verhältnisse eintritt und dieselben beherrscht; endlich auch der Thätigkeit des deutschen Kaufmannsstandes und der deutschen Aeberei, welche den Engländern, wie diese eingestehen, vielfach überlegen sind.“

Das klingt großartig und man könnte schier glauben, es sei ein neues goldenes Zeitalter für Deutschland angebrochen, seitdem wir beginnen, die Engländer von einigen Märkten zu verdrängen. Leider ist das Meiste, was in jenen Lobeserhebungen gesagt wird, un-

wahr und ist auf eine grobe Täuschung des Publikums berechnet. Wenn „das Schulwesen“ als eines der Momente angezogen wird, welche die angeblichen Triumphe unserer Industrie herbeigeführt haben, so kann man sich kaum denken, daß dies ernst gemeint ist. Denn die Theilung der Arbeit ist in der Industrie eine so große geworden, daß in den meisten Berufszweigen der Arbeiter ganz mechanische Verrichtungen zu leisten hat. Oder meint man vielleicht die gute Schulbildung des Komtoirpersonals? Nun, von der größeren oder geringeren Gewandtheit in der Buchführung hängt der Erfolg der Industrie auf dem Weltmarkt sicherlich nicht ab.

Die „Solidität und Nüchternheit des Arbeiterstandes“ wird weiterhin als ein Moment für die Leistungsfähigkeit der Industrie aufgeführt. Ganz richtig; unser Arbeiterstand ist im allgemeinen solide und nüchtern und man thut besser, dies zu bekennen, statt die von Mündern und ähnlichen Menschenfreunden errichteten „Erker-Kapelle“ und ähnlichen Unsinn ernst zu nehmen. Aber indem man dem Arbeiterstand eine Schmeichelei sagt, umgeht man bei der Betrachtung der Verhältnisse unserer Industrie gerade den springenden Punkt, nämlich die Frage, welche Rückwirkung die siegreiche Konkurrenz unserer Industrie für den Arbeiter hat. Wenn man den Muth hätte, sich selbst und anderen die Wahrheit zu sagen, so würde man natürlich eingestehen, was wir in unserem Blatte schon so oft betont haben, daß nämlich diese angeblichen Siege auf dem Weltmarkt in Wahrheit Niederlagen sind. Sie werden nicht erspart durch bessere Schulbildung oder durch „die Thätigkeit der Aeberei“ — das ist Alles albernem Geschwätz. Sie werden einfach dadurch erspart, daß die deutschen Industriellen die Produktionskosten möglichst verringern und ihre Waaren zu wahrhaften Schleuderpreisen auf den Markt werfen können. Dies wird aber nur dadurch erreicht, daß unsere Industriellen die Arbeitslöhne möglichst herabdrücken und die Arbeitszeit möglichst verlängern, um die Arbeitskräfte des Einzelnen sich möglichst nutzbar zu machen. Das ist der ganze Grund unserer „Erfolge“ auf dem Weltmarkt und wenn die Engländer das nicht wissen, so begreifen wir dies kaum.

Gerade die sächsischen Textil-Industriellen können sich der meisten Erfolge in der Konkurrenz mit den Engländern rühmen und man weiß, wie es mit der sächsischen Textil-Industrie steht. Die schlechten Löhne der Weber sind sprichwörtlich geworden und man hat sie noch mehr herabdrücken müssen, um die neuen Erfolge zu erzielen. Was durch diese „Erfolge“ scheinbar gewonnen wird, blühen wir wieder ein. Denn wenn auch einzelne Unternehmer und Kaufleute sich Reichthümer erwerben, so nimmt durch solche Konkurrenz

die Massenarmuth zu und die allgemeinen Folgen können für die Gesamtheit nur nachtheilig sein.

Man höre auf, sich und Andere täuschen zu wollen, indem man die angeblichen Erfolge auf dem Weltmarkt feiert. So lange unsere Industrie nicht innerlich gesundet und ihre Arbeiter ordentlich und ausreichend ernährt, so lange ist kein Grund da, sie zu verherrlichen.

Politische Uebersicht.

Die Auflösung der Sonntagsversammlung in der Philharmonie ist vielleicht für die künftige Entwicklung einer der stärksten und angesehensten Arbeiterorganisationen nicht ohne Bedeutung. Bekanntlich prägte sich bisher jene Richtung der Arbeiterbewegung, welche man als die rein gewerkschaftliche bezeichnen möchte, bei den Buchdruckern am schärfsten aus; letztere sahen geflissentlich von jeder politischen Rundgebung ab und beschränkten sich lediglich auf die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen. In der Unterstüßung ihrer Mitglieder, in der Tarifvereinbarung mit den Unternehmern haben sie denn auch musterhaft geleistet. Gerade ihre Beschränkung auf die eine Seite des Arbeiterlebens hat ihnen zu manchen Erfolgen verholfen und es ist ja nicht zu leugnen, daß die vorwiegende Vertretung der „Ragenfrage“ gerade für Arbeiter viel Verführerisches hat. Aber jede Einseitigkeit rächt sich doch einmal und die Sonntagsversammlung dürfte manchen bisher Zweifelnden den Werth und die Unentbehrlichkeit der politischen Thätigkeit klar gemacht haben. Was nützt es, wenn sich die Versammlungen nur auf die Erörterung der Lohnfrage beschränken wollen — wenn die Versammlungen vor jedem bindenden Beschlusse aufgelöst, vielleicht auch von Anfang an gar nicht genehmigt werden? Man will jede Kritik der Regierung und der Behörden unterlassen? Aber wie, wenn die Regierung selber den Prinzipalen die schnellsten Waffen in die Hand drückt, wenn sie diesen alles Material ausliest, um die Organisation der Arbeiter zu sprengen und zu schwächen? Soll denn die Kritik der öffentlichen Zustände auch noch weiter schweigen? Man will durch einen allgemeinen Streik die materielle Lage bessern? Aber wenn die Polizei nun auf Grund des Streikerlasses die Sammlung von Unterstützungsgeldern verbietet, wenn sie alle Ausrufer unterdrückt und am Ende sogar mit Ausweisungen gegen die unbeherrschten Leiter der Streiks vorgeht? Das hat schon alle Verufe getroffen und auch die Buchdrucker sind gegen solche Gefahren nicht gefeit. So schwebt die ganze gewerkschaftliche Bewegung in der Luft, so lange ihr nicht die Grundlage vollster Freiheit verschafft ist. Ein Wind der Polizei und die Wirksamkeit der besten gewerkschaftlichen Organisation ist heute lahm gelegt oder doch unendlich erschwert. Dieser unwillkürliche und unbillbare Zustand ist aber nur zu beseitigen durch eine wirklich vollständige Gesetzgebung. Aber als Geschenk wird diese den Arbeitern nicht dargebracht werden, sie will von denselben aus eigener Kraft erstritten und den Gegnern abgetrotzt sein.

Feuilleton.

Spuren im Sande.

Roman von Ewald August König.

Fallen.

Sorn und Kerger hatten Hugo ins Wirthshaus getrieben, er grollte mit sich selbst, daß er so unvorsichtig und thöricht gewesen war, seine Brant solchen Beleidigungen ausgesetzt. Er wollte der Mutter an diesem Abend nicht mehr begegnen, er fürchtete, daß er nicht die Kraft haben werde, sich zu beherrschen, und daß der in ihm tobende Orkan sich ihr gegenüber Luft machen könne. Erst spät nach Mitternacht lehrte er heim, und als er am nächsten Morgen der Mutter beim Frühstück gegenüber saß und sie jetzt auf die Ereignisse des vergangenen Abends zu sprechen wollte, bat er sie in kurz angebundenem Tone, davon zu schweigen. Früher, als er es sonst zu thun pflegte, brach er heute auf, Kumpel, der bereits im Rassenzimmer thätig war, blickte ganz überrascht auf, als er ihn so früh schon eintraten sah.

„Wissen Sie, es ist mir lieb, daß Sie so früh kommen“, sagte er, als Hugo seinen Hut und Paletot kaum abgelegt hatte, „ich möchte Ihnen im Vertrauen etwas mittheilen, was mir die ganze Nacht im Kopf herumgegangen ist.“

„Was ist's?“ fragte Hugo kurz. „So rasch geht's nicht, Sie müssen mir vorher Verschiedenes versprechen.“

„Eine Denunziation?“

„Herr Braun!“ erwiderte Kumpel gereizt. „Das sollten Sie mir nicht sagen, Sie kennen mich besser und wissen auch, daß ich Reis Ihr bester Freund gewesen bin.“

„Wenn ich etwas ungeduldig bin, so dürfen Sie mir das nicht gleich abelnken“, sagte Hugo einlenkend, „ich habe Unannehmlichkeiten gehabt, die mich verstimmen, im übrigen weiß ich Ihre Dienste zu schätzen.“

Dem Kassendiener genügte diese Entschuldigung, er strich mit der Hand über sein rothes Gesicht und nickte befriedigt.

„Wissen Sie, ich traue dem Herrn Schlatter nicht“, nahm er wieder das Wort, „ich habe das oft gesagt, er ist ein Werkzeug unseres Disponenten, und er scheint's gar nicht zu ahnen, daß jener ihn sich sofort vom Halse schaffen wird, wenn er nur erst seine Schuldigkeit gethan hat.“

Hugo interessirte sich nicht für diese Bemerkungen, die er oft genug gehört hatte.

„Was ist's wieder mit ihm?“ fragte er gleichgültig. „Ja was ist's?“ erwiderte Kumpel achselzuckend. „Es schwebt was in der Luft, und jeden Augenblick kann's einschlagen.“

„Unsinn!“

„Na, wenn Sie's nicht glauben wollen, zwingen kann ich Sie nicht, aber denken Sie an mich, wenn der Schlag getroffen hat. Ich weiß auch nicht, wie man's abwenden soll, sie betreiben's so geheim, daß man ihnen gar nicht in die Karten blicken kann. Gestern Abend gingen Sie früh fort, ich dachte nun auch Feierabend zu machen, aber Herr Schlatter schien mit seiner Arbeit gar nicht fertig werden zu können. Und dann schickte er mich noch zur Post; es würden wichtige Briefe erwartet, sagte er, ich solle einmal hingehen und nachsehen. Na, ich mußte natürlich gehorchen, es waren einige Briefe angekommen, aber ich konnte nichts Wichtiges darunter entdecken.“

„Man sieht das den Briefen von außen nicht an!“

„Aber man hat's im Gefühl, Herr Braun, wenn man so lange Jahre im Hause gewesen ist. Wichtige Briefe sind auch heute Morgen nicht gekommen, also scheint's eine Finte auch heute zu sein. Wie ich nun zurückkam, stand Herr Schlatter dort vor dem Geldschrank, und ich sah's ihm an, daß er erschrocken, das leibhaftige böse Gewissen schaute ihm aus den Augen.“

„Vor dem Geldschrank?“ fragte Hugo überrascht. „Sagen Sie nicht, was er da that?“

„Rein, das heißt, er that nichts, aber ich hätte ihm ins Gesicht rufen mögen, der Schrank sei soeben geschlossen worden.“

„Wie kommen Sie nur darauf? Schlatter hat ja die Schlüssel nicht und mit falschen Schlüsseln kann man einen solchen Schrank nicht öffnen.“

„Ja, das sagte ich mir auch und deshalb fragte ich auch nicht. Der junge Herr brummte einige Worte, die ich nicht verstand, und gleich nachher entfernte er sich. Und wissen Sie, wohin er jetzt ging?“

„Nun?“

„Ins Rabinet.“

„Zum Geschäftsführer?“

„Jawohl. Ich frage Sie, was hatte er da noch so spät zu thun?“

Hugo zuckte die Achseln, er konnte diese Frage nicht beantworten. Aber die Sache beunruhigte ihn doch; er wußte sehr wohl, daß Schlatter der Spion und das Werkzeug des Geschäftsführers war, da lag die Vermuthung nahe, daß es sich wieder um Intriguen gegen ihn handle.

„Wie kann ich es wissen?“ sagte er. „Uebrigens darf man auch nicht so ängstlich sein, ich thue meine Pflicht, da kann mir Niemand etwas anhaben.“

„Na, wer weiß, welcher laubere Plan jetzt wieder geschmiedet wird!“ brummte Kumpel, während Hugo die Kassenschranke öffnete und in jeden einen langen, prüfenden Blick warf. „Wenn heute morgen wieder Revision gehalten werden soll —“

„Haben Sie davon etwas gehört?“

„Bewahre, ich denke es mir aber.“

Hugo blickte den Diener einige Sekunden lang starr an, es lag immerhin Wahrscheinlichkeit in dieser Vermuthung, schon der Gedanke daran trieb ihm das Blut rascher durch die Adern.

„Wenn dieser Fall eintreten sollte, dann melden Sie mich unverzüglich bei unserem Chef an“, sagte er, „ich lasse Herrn Labendra in einer dringenden Angelegenheit um eine kurze, aber sofortige Unterredung bitten.“

Rein gewerkschaftlicher Erfolg ohne politische Regsamkeit. — Diese Lehre dürfte durch die Ereignisse vom Sonntag wieder einmal eindringlich gepredigt worden sein.

Ein „ehrfamer Sandwerkmüller“ schreibt dem „Hann. Cour.“: „Auf meiner Wanderchaft als Geselle habe ich manchen sozialistischen Agitator kennen gelernt, aber von keinem kann ich sagen, daß derselbe ein fleißiger, guter Arbeiter gewesen wäre.“ Die „Nordd. Allg. Zig.“ hält diese Meinung für wichtig genug, um sie in ihrer Journalrevue ohne jede Bemerkung wiederzugeben. Wir wollen das Gleiche thun, wenn wir auch vermuten, daß sich unsere Leser bei der Lectüre der Stelle etwas anderes denken werden, als die Gläubigen der „Nordd. Allg. Zig.“ — Ein anderes abschreckendes Beispiel dafür, mit welcher unglaublichen Beschränktheit die heute tonangebenden Kreise die Arbeiterbewegung betrachten, liefert die Gerichtsverhandlung gegen den Maurer Binkernelle in Hannover. Dort forderte der Richter den Angeklagten auf, das Reden in Versammlungen bleiben zu lassen, da das nicht eines Maurers Beruf sei. Ganz abgesehen davon, daß es jedenfalls nicht des Richters Beruf ist, derartige Mahnungen im Gerichtssaal anzubringen, möchten wir doch bemerken, daß es die Arbeiter für ihre schönste Aufgabe halten und ferner halten werden, im Dienste ihrer Klasse thätig zu sein. Läßt die rednerische Form dabei etwas mancher zu wünschen übrig, so verdient doch das hochherzige Streben, das jeder ehrlichen Agitation zu Grunde liegt, alle Anerkennung, aber nicht die geringfügige Behandlung des hannoverschen Richters. In einem Staate, der das allgemeine Stimmrecht besitzt, verzieht sich das übrige ganz von selbst. Hier sind die Klassen nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, ihre Meinung über alle öffentlichen Dinge auszusprechen und zu begründen. Auch in Hannover, das ja an rücksichtlosen Elementen keinen Mangel zu haben scheint, wird man sich zu dieser Erkenntnis wohl oder übel bequemen müssen.

Zur Arbeiterinnenbewegung. Aus Anlaß der gegen die Vorsteherinnen der geschlossenen Berliner Frauen- und Mädchengerichte erlassenen Verfügungen erinnert das „Vereins-Mittheilung“ an die Vorgänge, die sich gelegentlich des Kampfes um den Nähmaschinenzoll im Reichstage ausgepielt haben. Damals wurde von Seiten der jetzt aufgelösten Vereine eine sehr lebhaft agitatorische Bewegung der beabsichtigten Verschärfung des Nähgesetzes inszeniert, welche ja schließlich auch von Erfolg begleitet war. Bei der Gelegenheit geschah es nun, daß von Seiten des Regierungsvorstehers, des Ob-Regierungsraths Schrauf, der Vorwurf erhoben wurde, daß nicht der beabsichtigte Zoll das Nähgarn verteuern würde, daß aber die Wäsche-fabrikanten u. ihren Nähmädchen das Garn ließen und dabei einen Aufschlag bis 50 pCt. des Wertes nähmen. Der Regierungsvorsteher kündigte damals eine genaue Untersuchung dieses Truissims an. Die Anklage nahm den Regierungsvorsteher beim Wort und eine Resolution, dahin gehend, die Regierung zu ersuchen, die einschlägigen Verhältnisse untersuchen zu lassen, fand im Hause einstimmige Annahme. Daß bis jetzt solche Untersuchungen stattgefunden hätten, davon ist nichts an die Öffentlichkeit gelangt, wohl aber sind mittlerweile die Vereine der Arbeiterinnen aufgelöst und verboten worden. Wenn also nächstens unsere Nähfabrikanten mit ihrem Verlangen auf Erhöhung des Zolles wieder kommen werden, dann weiß zwar Niemand, wie es mit dem behaupteten Truissim steht, aber es werden dann auch die Nähfabrikanten so unangenehmen Petitionen der Näherinnen fehlen, nachdem es gelungen ist, deren Organisation auf Grund des Rantewellischen Vereinsgesetzes zu zerstören.

Von der Arbeiterbewegung. Dem Vorstand der Mitgliedschaft des Unterhaltungsvereins Deutscher Tabakarbeiter in Altona ist durch das Volkstheater eine Verfügung der königlichen Regierung übermittelt worden, wonach der Beschluß, die Thätigkeit des Vereins hierorts so lange zu suspendiren, bis eine Entscheidung auf die Beschwerde wegen Verhängung der staatlichen Kontrolle eingegangen, unstatthaft ist. Die Mitgliedschaft habe entweder ihre Thätigkeit fortzusetzen, oder die Filiale gänzlich zu schließen. — Im ober-schlesischen Montanbezirk dauert, wie man der „Bosn. Zig.“ schreibt, die Agitation unter den Berg- und Hüttenarbeitern auf Besserung mancher Zustände im Knappschaffwesen und der Invalidenversorgung fort. In Königs-hütte sind in einer von 500 Arbeitern besuchten Versammlung einige neue Beschwerdepunkte zur Sprache gebracht, die in einer Denkschrift an Regierung und Abgeordnetenhaus ausgeglichen werden sollen. Dahin gehört auch die Forderung, daß den polnischen Arbeitern die Statuten in polnischer Sprache übergeben werden, damit sie im Stande sind, den Inhalt zu verstehen, und daß es den Verwaltungen verboten werde, den Arbeitern eine halbe Schicht aufzuschreiben, wenn nur noch wenig an einer ganzen Schicht fehlt. Mit sozialistischem Del ist diese Bergarbeiterbewegung übrigens noch nicht gesalbt. Aber es ist doch schon ein Fortschritt, wenn überhaupt da Bewegung eintritt, wo früher Stagnation herrschte.

Die norddeutschen und süddeutschen „Demokraten“ haben sich Sonntag vor acht Tagen, unter reichlichen Alabationen

Der Eintritt Schlatters brach die Unterredung ab. Schlatter mußte es bemerken, daß sein Gruß fast kaum erwidert wurde, er warf einen verstohlenen, lauernden Blick auf die Weiden.

„Sie haben gestern Abend noch lange gearbeitet?“ fragte Hugo nach einer Pause mit scheinbarer Gleichgültigkeit.

„Welche wichtigen Briefe erwarteten Sie denn?“

„Ich?“ erwiderte Schlatter ruhig. „Keine, aber Herr Stein hatte mich beauftragt, den Kassenboten noch einmal zur Post zu schicken, und daraus glaubte ich schließen zu dürfen, daß wichtige Angelegenheiten erwartet würden.“

Hugo schweig, er hatte keine Veranlassung zu weiteren Fragen, und es kamen auch schon Leute, die Geld holen oder zahlen wollten, die Tagesarbeit machte ihre Rechte geltend. So vergingen zwei Stunden in gewohnter Beschäftigung, Rumpel war eben von einem Ausgang zurückgekehrt, als der Disponent plötzlich im Kassenzimmer erschien.

„Ich bedaure, stören zu müssen,“ sagte er achselzuckend, „Rumpel, schließen Sie die Kasse, vor Tisch wird nicht mehr geöffnet.“

Der Kassenbedienter hatte mit Hugo rasch einen bedeutungsvollen Blick gewechselt.

„Sie wollen schon wieder revidiren?“ fragte Hugo mit mühsam erzwungener Ruhe.

„Ich bin leider dazu genöthigt,“ erwiderte der Disponent.

„Und was, wenn ich fragen darf, zwingt Sie dazu?“

„Gerüchte — ich fühle mich nicht verpflichtet, Ihnen darüber Rechenschaft zu geben.“

„Sie sind es!“ fuhr Hugo auf, „den das höhnische Rächeln Schlatters noch mehr reizte. „Wenn Sie meine Ehre in beleidigender Weise angreifen, so sind Sie verpflichtet, mir die Gründe dafür zu nennen.“

Der Geschäftsführer hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt, ein verächtlicher Zug umzuckte seine Mundwinkel.

„Ich werde Ihnen die Genugthuung nicht verweigern, wenn ich alles in Ordnung gefunden habe,“ sagte er kalt.

„Im übrigen kann von einer Berechtigung Ihrerseits, eine solche Genugthuung von mir zu fordern, keine Rede sein,

natürlich, in Wörrhusen am Rhein zu einer „großen“ deutschen demokratischen Partei vereinigt. Wer die Schwierigkeiten kennt, die sich einer Vereinigung bislang entgegenstellten, vermag die Freude über den endlichen Erfolg zu ermessen. Nichts desto weniger werden die Demokraten vereint bei den nächsten Reichstagswahlen ihren Begnern von links und rechts Brauen einflößen.

Eine Theilung der Provinz Posen? Die Reihe der Maßregeln zum Kampf gegen das Polentum in den Ostprovinzen scheint noch immer nicht erschöpft zu sein. So wird jetzt in der „Post“ der Plan einer Theilung der Provinz Posen erörtert. Diese würde dergestalt geschehen, daß der mit dem alten Regedistrikt sich etwa deckende Regierungsbezirk Bromberg mit der Provinz Westpreußen zu vereinigen, der Regierungsbezirk Posen dagegen an Schlesiens anzuschließen wäre. Das freikonservative Blatt räumt selbst verschiedene Bedenken ein, die sich einer derartigen Zerstückung und Zusammenfassung entgegenstellen, fügt aber hinzu: „So schwer aber alle diese Bedenken und Schwierigkeiten wiegen mögen, so würden sie doch zurücktreten müssen, wenn die Auslösung der Provinz Posen sich als eine im Interesse der Assimilierung der polnischen redenden Angehörigen derselben und der Wahrung des Deutschthums gegen polonisirende Bestrebungen notwendige erweisen sollte. In wie hohem Maße die Maßregel der Durchführung der Verwaltungsreform für Posen die Wege ebnet, ist bereits dargelegt, ebenso, daß die Existenz einer Provinz, in welcher das numerische Verhältnis der Deutschen zu den Polen so ungünstig ist, wie in Posen, an sich den großpolnischen Bestrebungen günstig ist. Es erscheint daher an der Zeit, die Frage einer Theilung der Provinz Posen, die Vortheile und Nachtheile einer solchen Maßregel ernstlich in Erwägung zu nehmen.“ Man wird sich ein so einschneidendes Experiment denn doch noch sehr überlegen. Oder haben wir es bereits mit einem offiziellen Fäher zu thun?

Zu dem konservativen Versuch, die Post in das Heer zu tragen, schreibt die „Frei. Zig.“: Wir haben auch bisher noch nicht auf nachfolgende Stelle in dem Bistum hingewiesen. An die Spitze der Vorherrschaft für die Verdrängung konservativer Blätter wird nämlich folgender Satz gestellt: „Zu überdies dürfte es notwendig sein, daß jedes Offizierskafino, jede Offizierswache, nicht minder wie diejenigen Offiziere, welche für sich eine Zeitung halten, nur konservative Blätter wählen und diesen allein ihre Präferenzen zumenden.“ Hier beschränkt sich das Bistum also nicht bloß auf Rathschläge für die Privatlectüre des einzelnen Offiziers, sondern handelt auch von den Zeitungen, welche in fiskalischen Räumlichkeiten, wie Offizierskafinos, Offizierskafinos aufgelegt werden sollen. Das Bistum beschränkt sich auch nicht darauf, die konservativen Blätter zu empfehlen, sondern verlangt noch darüber hinaus, daß nur konservative Blätter zur Lectüre aufgelegt werden sollen. Konservativer Lectüre soll also auch in Offizierskafinos und Offizierskafinos auch denjenigen Offizieren aufgedrängt werden, welche nichts weniger als zu konservativen Partei gehören. Deren Zahl ist, wenn man von stilles Garde-regimenten abseht, eine nicht geringe. Es kommen in dieser Beziehung nicht bloß die freisinnigen Offiziere in Betracht, sondern auch die nationalliberalen und die sehr große Zahl von Offizieren, welche bis in die höchsten Chargen hinauf politisch mit der Centrumspartei sympathisiren. Allen diesen Offizieren sollen an Stellen, wo die Ausschließlichkeit der politischen Richtung am wenigsten berechtigt ist, in Offizierskafinos, auf Offizierskafinos, alle anderen wie konservativen Zeitungen vorenthalten werden.

Die erste der vielbesprochenen Ersatzwahlen zum Reichstage ist am Samstag in Lauenburg vollzogen worden. In Lauenburg standen sich Freisinnige und Konservative gegenüber; die Nationalliberalen, die es zuerst für eine „unverschämte Zumuthung“ erklärt hatten, dem Konservativen, einem Mann nach dem Herzen der „Kreuzzeitung“, die Stimme zu geben, waren nach und nach von Herrn Bindler in die Schule genommen, zu dem Entschlusse gelangt, entweder Wahlenthaltung zu üben oder für den Konservativen zu stimmen. Aber auch dabei blieb es nicht; in den letzten Tagen delivirte die „Allg. Zig.“ es als etwas Selbstverständliches, daß die Nationalliberalen geschlossen für den Grafen Bernstorff votiren müßten. Aus der unerschämten Zumuthung war also verdrängt und Schuldigkeit geworden und wer die Herren kennt, wird nicht daran zweifeln, daß sie dieselbe gethan haben. Trotzdem steht nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten die Sache der Konservativen schlecht, da die konservativen Stimmen in den Städten wie auf dem Lande bedeutend zurückgegangen sind. Auch die Freisinnigen werden in Folge geringer Theilnahme eine Einbuße gegen 1884 erleiden, aber wieder die erste Stelle gewinnen, die sie damals an die Konservativen verloren hatten. Die Sozialdemokraten haben es auf eine relative bedeutende Stimmzahl gebracht. Fast gewiß ist jetzt schon das Eine: die Konservativen werden den Kreis, den sie 1884 mit dem Grafen Bismarck gewonnen hatten, an die Opposition abzugeben haben und die Nationalliberalen sind bei den — Geschlagenen.

Sie haben sich einfach meinen Anordnungen zu fügen, und ich bin berechtigt, eine Revision anzuordnen, wann und so oft es mir beliebt.“

„Sehr wohl, indessen kann ich nicht glauben, daß diese wiederholten Störungen im Kassengeschäft unserm Chef angenehm sein werden,“ erwiderte Hugo mit entschlossener Festigkeit, während er dem Kassendiener einen Wink gab.

„Rumpel, melden Sie mich bei Herrn Labenberg an, ich lasse in einer dringenden Angelegenheit um eine kurze Unterredung bitten.“

„Sie bleiben, Rumpel!“ rief der Disponent, der seine Verwirrung nicht verbergen konnte. „Herr Labenberg hat an andere Dinge zu denken, als die Beschwerden seiner Kommitte anzuhören.“

„Sie gehen, Rumpel!“ rief nun auch Hugo in befehlendem Tone, „es wird sich ja finden, ob Herr Labenberg mir die Unterredung bewilligen will.“

Der Geschäftsführer kramte zornig mit dem Fuß auf den Boden, aber er war doch besonnen genug, einzusehen, daß er kein Recht besaß, gegen diesen Entschlus zu protestiren.

„Reinetwegen gehen Sie, Rumpel,“ sagte er in einem Tone, der deutlich erkennen ließ, daß er sich seiner Sache sicher fühlte, „mir ist es recht, wenn Herr Labenberg persönlich zugegen ist.“

„Und bis dahin werden Sie sich mit der Revision gebulden,“ erwiderte Hugo, während Rumpel hinausging.

„Woju?“ Herr Schlatter schloß die Kassenbücher ab, sobald der Diener zurückkehrt, können wir mit der Revision des Belides beginnen.“

Hugo schweig, gegen diesen Nachspruch ließ sich nichts einwenden, überdies konnte er, so lange Rumpel zugegen war, darauf vertrauen, daß seine Interessen gewahrt blieben.

Der Kassendiener kehrte schon sehr bald zurück, Herr Labenberg hatte die Unterredung bewilligt, er erwartete Hugo.

„Gehen Sie nur,“ sagte der Disponent spöttisch, „wir werden hier auch ohne Ihre Hilfe fertig werden, ver-gessen Sie nur das Wiederkommen nicht.“

Belgien. Für die politischen Anschauungen ist es in Belgien bezeichnend, daß mit Ausnahme der Radikalen und Arbeiter ein Blatt für das allgemeine Wahlrecht eintritt — das ministerielle „Brüssler Journal“. Das ist um so bemerkenswerth, als die liberalen und katholischen Kreise entschieden dagegen sind. Und doch ist es nur eine Zeitfrage; die bescheidenden Klassen müssen schließlich nachgeben. Das „Brüssler Journal“ knüpft die Einführung an fünf Bedingungen. Erst 25 Jahre, dreijähriger Wohnsitz, schreiben und lesen können, obligatorische Stimmabgabe, Vertretung der Minoritäten, hält dieses Wahlrecht für unabwendbar. Das Ministerium hält zwar zur Lösung der Arbeiterfrage drei Gesetze einbringen — gemischte Schiedsgerichte, Regulirung der Frauen-Arbeit, Hilfs- und Personalkassen —, aber die Arbeiterbewegung wird es damit nicht hemmen. Die Partei will das Wahlrecht.

Frankreich. Zum Biergones Streik schreibt man der „Post“: In Biergones handelt es sich im Grunde darum, das Departement Cher für die Sozialisten zu erobern. Am 1. October erlangte ihre Liste, mit Baudin und Bailant an der Spitze, 18 000 Stimmen, während die Brissonsche 28 000 und die konservative 3600 zählten. Bei der Stichwahl traten Baudin zurück, worauf Brisson siegte, jedoch sehr knapp. Schon vorher hatten die Sozialisten drei Siege im Gemeinderath erobert, am 1. August auch einen im Generalrath (Baudin). Durch den jetzigen Ausschuss sollen die Radikalen aus dem Saal gehoben, sämtliche Arbeiter ins sozialistische Lager geführt werden. Biergones ist der industrielle Mittelpunkt des Departements und übt in dieser Hinsicht einen größeren Einfluß aus als dessen Hauptstadt Bourges. Bailant stammt aus Biergones und ist ziemlich reich. Als er in Heidelberg die Rechte studirte, wurde er von Karl Marx zum Sozialismus belehrt. Baudin war er an der Kommune in Paris theilhaftig; durch ihre Flucht nach London entgingen beide dem gegen sie ausgesprochenen Todesurtheil. Seitdem sie amnestirt wurden, streben sie gemeinsam nach Eigen in der Kammer.

In Baughall-Tivoli fand abermals eine Versammlung der Pariser Kellerer statt. Der Bürgermeister von Versailles, Perret, eines Pariser Vorortes, führte den Vorsitz. Er sprach zu dieser Ehre aus, weil er in seinem Orte ein gemeinde-Arbeitsbureau gegründet hat, wo den Arbeitern ungenügend Stellen nachgewiesen werden. Die Versammlung endigte mit dem Beschluß, an die Minister und die Brüssler Gesuche zu richten, welche die Abschaffung der Anstalt, den Betrieb und die Errichtung einer Arbeiterbörse verlangen, zu betonen, daß man nicht eher ruhen werde, als bis die Forderungen erfüllt seien.

Der Kriegsminister wird die Kammer sofort nach dem Berathung um eine Geldbewilligung zur Absendung der Verklärungen nach Anam-Tongking anfragen. Der Minister fügt seine Forderung auf die Verminderung des tatsächlichen Bestandes der Besatzabtheilung, auf die Absendung von über 1800 Mann, deren Dienstzeit abgelaufen ist, und die Erweiterung des Operationsfeldes in Folge der Angriffe der Freireiter.

Großbritannien.

Das irische Programm der Konservativen besteht bekanntlich im Abwärt und in der Einsetzung von Untersuchungskommissionen. Die Minister, bemerkten die Daily News, „lesen sich wiederum auf eine Politik der Prüftion.“ Eine Kommission soll zur Prüfung der Landfrage eingesetzt werden, trotzdem der Premierminister und der Schatzkanzler erklären, daß eine Verabreichung der Pachten nicht in Aussicht genommen ist. Sir Redvers Buller soll nach Kerry geschickt werden, um das „Nordschelnern“ zu unterdrücken. Wir wünschen ihm allen Erfolg, denn diese Bedrohung sind ein Schandfleck der Irilisation, und wenn es wahr ist, wie Lord Salisbury angeht, daß allein 3800 Pfd. Sterl. jährlich zur Bekämpfung Lord Kenmare's gebraucht werden, so kann man wohl sagen, daß die Verwendung der Volkseinnahme nicht die richtige ist. — Der Londoner Korrespondent des „Free man's Journal“ schreibt: „Die irische Politik der Regierung, welche gestern Abend in beiden Häusern entwickelt wurde, ist kaum unbefriedigender sein. Es ist eine Politik des Rückweichens und des Hinauschiebens angeht die dringenden Nothwendigkeiten prompter Aktion. Lord Salisbury, die Fortsetzung der Standhaftigkeit und Entschlossenheit, will die Verantwortlichkeit auf eine Reihe königlicher Kommissionen laden. Die Richter im Westen und Südwesten Irlands werden suchen, ob sie wohl im Stande sind, ihre Pacht zu bezahlen.“ — Die Vorschläge der Regierung finden nach dem Stand der vollen Befall der Unionisten. Lord Hartington, der Mr. Chamberlain sind dafür, daß lokale Selbstregierungen möglich für alle drei Königreiche einzuführen ist.

In einer von 80 irischen Parliamentsmitgliedern besuchten Versammlung wurde beschloffen, zwei Amendements zur Adresse einzubringen. Das eine bezieht

Hugo, der bereits am der Thüre stand, wandte sich um, er warf seinem Feinde einen zornflammenden Blick, aber als er ihm nun in das höhnisch lächelnde Gesicht schaute, drängte sich ihm plötzlich die Ueberzeugung auf, daß dieser Mann schon jetzt seines Triumphes sicher war.

Seine Zurechtweisung schwand. Was sollte er dem sagen? Konnte er die Anklage gegen den Günstling beweisen? Mußte er nicht erwarten, daß diese Anklage ihre Spitze gegen ihn selbst richtete?

Was half's, daß er jetzt alle Möglichkeiten erwoog, er hatte den ersten Schritt gethan, zurück konnte er nun nicht mehr.

Herr Labenberg, der Chef des Hauses, saß in seinem eleganten Radikale vor dem Schreibtisch; mit schickbarem Bohagen eine Zigarre rauchend, deren feines Aroma das Zimmer durchdriftete, schien er sich in der heitersten Stimmung zu befinden.

Hugo sagte Ruth; die wohlwollende Freundlichkeit mit der Labenberg ihn empfing und ihn aufforderte, Platz zu nehmen, ließ ihn hoffen, daß er einen vorurtheilsfreien Richter finden werde.

Mit seiner Verlobung beginnend und dabei ein kurzes Charakterbild Oreichens einfließend, berichtete er alles, was Stein gegen ihn und seine Braut unternommen hatte. Er gedachte dabei auch der Beobachtungen und Vermuthungen Rumpels und äußerte zum Schluß freimüthig die Besorgnis, daß in Folge der gegen ihn geschwiebelten Intriguen ein Rassenmanko entdeckt werden könne.

Der corpulente Herr hatte zugehört, ohne ihn zu unterbrechen.

„Können Sie auf Ehre und Gewissen erklären, daß alles, was Sie mir da gesagt haben, Wahrheit ist?“ fragte er, als Hugo schweig.

„Ich kann es,“ erwiderte der junge Mann, ihm ernst und voll in die Augen blickend.

„Und wenn ein Defizit entdeckt würde, wie wollen Sie es erklären?“

„Es wird mir schwer, diese Frage zu beantworten, ich

die Fabriken besuchen kann, ist unendlich im Stande, die Kinderbeschäftigung zu verhindern und zwar um so weniger, als in einigen Kantonen oft so minime Strafen ausgesprochen worden sind, daß die Arbeitgeber eher ermutigt werden, das Gesetz zu umgehen. Unglaublich, aber wahr ist, wenn der Inspektor des I. Kreises (Büch) schreibt: „In einer Plegelei mußten Kinder von vier Uhr Morgens bis halb acht Uhr Abends mit 2 Stunden Pause arbeiten und in einer Glasbläse hatten 15jährige Knaben 11 Stunden — „normal“, dann aber noch 4 Stunden als Hilfsarbeiter eines Affordanten bei einer anderen Arbeit zu helfen. Ihre Arbeitszeit begann um 2 Uhr Morgens und währte bis 6 Uhr Abends“. Es bleibt ohne Wirkung, wenn dann weiter gesagt wird, daß solche Fälle zu den seltenen Ausnahmen gehören. Die Ausbeutung bleibt bestehen. Vielfach sind jugendliche Arbeiter unter 18 Jahren zur Nacharbeit verwendet worden. Dem zu bezeugen ist seitens des Bundesrats unter dem 7. April 1886 folgender Beschluß gefaßt worden: „Rein jugendlicher Arbeiter unter 18 Jahren darf zur Arbeit in der Fabrik zugelassen werden, bevor er einen amtlichen Ausweis über das zurückgelegte 14. Altersjahr beigebracht hat. Der Ausweis oder eine beglaubigte Kopie davon ist auf dem Fabrikbureau zur amtlichen Einsicht bereit zu halten.“ Ferner hat die Regierung des Kantons Thurgau verfügt, daß das Weilen von Kindern unter 14 Jahren in Fabrikräumen unstatthaft sei und als ein Beweis ihrer Beschäftigung angesehen werden würde. Nicht so streng verfahren andere Kantonsregierungen; sie wünschten nur, verfügte aber nicht. Die Herren Fabrikbesitzer ließen deshalb selbstständig die Dinge wie sie waren. Um den gesetzlichen Vorschriften zu entsprechen, verfiel man auf den Gedanken, Kinder unter 14 Jahren aus Deutschland, die bereits schulpflichtig zur Arbeit herangezogen. Die schweizerischen Richter abtendeten jedoch dieses Vorgehen. Wie bereits erwähnt, wird der Frauenarbeit nicht diejenige Beachtung geschenkt, welche sie verdient. Die Inspektoren der drei Kreise besprechen hauptsächlich die Kontrollisten für Näherinnen. Fast alle Kantone, sofern sie diese Einrichtung noch nicht haben, verlangen nach ihr.

Anstatt die verunglückten Arbeiter zu bedauern, rechnet die „Baugenossenschaft“ aus, was das Karlsruhe' Bauunglück der Genossenschaft kostet. Sie schreibt: „Um ungefähre abschätzen zu können, welche Lasten der beihilgigen Bauungensossenschaft erwachsen, wollen wir annehmen, daß von diesen 12 getödteten Personen nur 8 Wittwen mit je 3 Kindern hinterlassen werden. Die Wittwen müssen durch jährlich 20 Jahre, die Kinder durchschnittlich 10 Jahre Renten empfangen. Zwei von den getödteten Personen sollen Ahnentanten haben und diese 10 Jahre Renten beziehen, so ergibt sich, wenn als durchschnittlicher Tagesarbeitsverdienst 3,50 M., also als Jahresarbeitsverdienst 1050 Mark angenommen wird, folgende Rechnung:

8 Wittwen mit je 3 Kindern auf 10 Jahre = 8 . 1050 . 10	= 50 400 M.
Dieselben 8 Wittwen ohne die Erziehungsgelder an die Kinder auf 10 Jahre = 8 . 1050 . 10	= 16 800 „
2 Ahnentanten auf 10 Jahre = 2 . 1050 . 20	= 4 200 „
Projent . 10	
Summa 71 400 M.	

Leicht können zu dieser Summe noch im Laufe der Jahre Auszahlungen an die Verletzten in Höhe von 29 600 M. kommen, so daß der beihilgigen Genossenschaft aus diesem Unfall ein Kostenaufwand von 100 000 M. erwachsen kann. Wäre derselbe Unfall in Berlin oder Hamburg passiert, so würde sich die Kostensumme, der höheren Löhne wegen, um ein Drittel erhöhen.“ — Man merkt es dieser ganzen Kotz an, daß das Geld, welches die Baugenossenschaft zu zahlen hat, das größte Bedauern erregt. Daß aber der oder die Unternehmer und ihre Beamten schuld an dem Verlust der Menschenleben gewesen sind, davon wird kaum gesprochen. Und dabei faßelt man in unserer materiellen Zeit noch so viel von Humanität und Nächstenliebe.

Die ungünstigen Verhältnisse des niederhessisch-westfälischen Steinlohlenbergbaues erfahren in dem soeben erschienenen Jahresberichte des Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund für das Jahr 1885 eine neue Beleuchtung. „Es hat fast den Anschein“, heißt es, „als ob die Krise, welche über die Gewerbetätigkeit unseres Landes wie über diejenigen der übrigen Kulturlande in bis dahin fast unbefangenen Umfang hereingebrochen ist, erst jetzt in voller Schärfe zum Ausdruck kommen und ihre verderbende Rückwirkung auch beim westfälischen Steinlohlenbergbau erst jetzt im vollsten Maße ausüben sollte. Es darf wohl ohne Uebertreibung ausgesprochen werden, daß der westfälische Steinlohlenbergbau seit Menschengedenken sich nicht in einer so trübenden Lage befunden hat, wie während des Jahres 1886.“ Es wird dann darauf hingewiesen, daß zwar Produktion und Absatz im Jahre 1885 noch keine Abnahme, sondern noch eine kleine Zunahme gezeigt habe, die Gelegenheit zur Arbeit und die Zahl der Arbeiter daher auch nicht geringer gewesen seien, daß aber das Jahr 1886, nach den bisherigen Ergebnissen zu urtheilen, zum ersten Male seit längerer Zeit eine Verminderung des Verbrauchs und des Absatzes an westfälischer Kohle bringen werde, und das deshalb auch eine Herabsetzung der Arbeitslöhne kaum länger zu vermeiden sein werde. „Der Rückgang in dem Absatze während der ersten Hälfte des Jahres 1886 hat allerdings vielfach die Einlegung von Preisermäßigungen und damit eine Verminderung des Arbeitsverdienstes zur Folge gehabt, die, wenn sie, wie leider zu befürchten steht, andauern sollte, auch den Arbeiterstand in empfindlicherer Mitleidenschaft ziehen müßte.“ Die dem Verkaufswerte am Ursprungsorte entsprechenden, durch das Oberbergamt behufs Vertreibung der Bergwerkssteuer vorgenommenen amtlichen Festsetzungen des Wertes der Forderung sind für das Jahr 1885 noch nicht abgeschlossen, der Bericht bemerkt aber, daß im Jahre 1879 der Preis für die Tonne 4.15 M. betrug, bis 1882 auf 4.58 und 1883 auf 4.60 M. stieg, 1884 aber wieder auf 4.58 M. fiel, und knüpft daran folgende Bemerkung: „Es stellen diese Werte gegen diejenigen des Jahres 1873, in welchem der Durchschnittswert in dem diesseitigen Bezirke auf 10.90 M. betrug, einen Rückgang von 58 pCt. dar, während der Rückgang für die gesammte Steinlohlenproduktion Deutschlands während desselben Zeitraumes 52.93 pCt. beträgt.“

Behrungsweisen. Die Kösliner Bäderinnung beschloß unter Vorstz ihres Altknechts mit großer Majorität: „daß kein Meister mehr wie zwei Behrlinge halten soll; demüthigt er mit diesen die Arbeit nicht, so müssen Befellen ein treten.“

Eisenbahnunfälle. In England fanden in 1885 durch Eisenbahnunfälle aller Art 957 Personen ihren Tod, während 457 Verletzungen davontrugen. Von dieser Anzahl waren 102 getödtete und 1129 verletzte Passagiere, aber von diesen wurden infolge von Entgleisungen oder Zusammenstoßen von Wägen nur 6 getödtet und 436 verletzt. Die Tödtung und Verletzung der übrigen Passagiere ist verschiedenen anderen Ursachen, hauptsächlich jedoch dem Mangel an Vorsicht seitens der Individuen selber zuzuschreiben. Die übrigen 461 Tödteten und 2117 Verwundeten waren Beamte oder Bedienstete der Eisenbahngesellschaften.

Der Streik der Bäckergesellen in Hamburg dürfte am Donnerstag aller Voraussicht nach zum Ausbruch kommen. Der Vorstand der Bäckerbäcker-Innung war am Sonnabend Abend versammelt und beschloß, den Forderungen der Gesellen nach keiner Richtung nachzugeben. Die Gesellen haben bereits

Kaufleute erlassen, in denen gebeten wird, den Zugzug einzustellen zu wollen.

Der Streik auf der Hensburger Schiffswerft (Maschinenbauabteilung) dauert unverändert fort. Haltet den Zugzug fern. Sendungen an G. Hensbr., Nordstr. 141.

Der Streik in der Weisemann'schen Fabrik wird für beendet erklärt. Es ist das Versprechen gegeben worden, von den seufgelegten Preisen nichts mehr abzusiehn. Für die reichlichen Spenden danken die Streikenden noch nachträglich bestens.

Vermischtes.

Die Verunreinigung des Brunnenwassers durch Abfallstoffe. In einigen Vorträgen, die der Oberst Sir Francis Bolton, Wasserprüfer der Stadt London, im Verein mit Dr. Percy Frankland im „Königlichen Ingenieur-Institut“ in Göttingen gehalten hat, sind bemerkenswerte Beispiele der Verunreinigung des Brunnenwassers angeführt, welche das „Centralblatt f. Bauwesen“ mittheilt. Vor etwa fünf Jahren dot sich diesen Forschern Gelegenheit, eine Probe des Wassers aus dem „heiligen Brunnen“ von Wells zu untersuchen, welcher sich bei den Mufelmanen eines hohen Rufes als Heilquelle erfreut. Das Wasser zeigte in der That eine ganz eigenbümmliche Beschaffenheit; es enthielt nämlich bedeutend mehr Salspetersäure, als alle Wasserproben, die den genannten Beobachtern bis jetzt vorgekommen sind. In 100 000 Theilen dieses Wassers fanden sie 69.95 Theile Stickstoff in verschiedenen Verbindungen, die ohne Zweifel durch die Hersezung saulender thierischer Stoffe entstanden waren. Um einen Begriff davon zu geben, was dies bedeutet, wird angeführt, daß das Schmutzwasser, welches aus den Kanälen von London bei Woolwich in die Themse fließt, selbst dann, wenn der gesammte in ihm vorhandene Stickstoff in Nitrate verwandelt würde, nur etwa ein Sechstel des Gehaltes jener „heiligen Quelle“ an solchen Verbindungen ausweisen könnte. Zum Glück findet wohl nur selten ein „Ungläubiger“ Gelegenheit, aus diesem Brunnen zu trinken, sonst wäre die von den Wasserlindigen ausgesprochene Warnung sehr am Plage. Wie derartige Verunreinigungen zu Stande kommen, das ist hinlänglich bekannt, und die beiden Forscher können in dieser Beziehung nur das alte Klage lied wiederholen, daß bei der Auswahl des Plazes für den Brunnen häufig mit ungläublicher Gedankenlosigkeit und Unwissenheit verfahren werde. Am schlimmsten mache sich dies bei der Herstellung der flachen Brunnen geltend, auf welche die Bewohner der Dörfer und kleinen Städte Englands jumeist angewiesen sind. Hier bilde es eine Regel mit seltenen Ausnahmen, daß der Brunnen und die Abtrittsgruben oder Abwasserkanäle dicht nebeneinander liegen. Da ein vollständig dichter Abschluß der Gruben demnach kaum herstellbar, häufig aber nicht einmal bruchsfähig ist — insofern nämlich die Behälter als sogenannte Vertiefungen die Flüssigkeit austreten lassen sollen — so kann die Folge einer derartigen Nachbarschaft keine andere sein, als daß die Brunnen eigentlich nur Jauche enthalten, die allerdings bei dem langsamen Durchfließen der trennenden Bodenschicht einigermaßen geklärt und durch den Zutritt des Grundwassers verblüht ist. Man sollte meinen, so heißt es in dem Vortrage, daß bei jüdischen oder auch nur halb-jüdischen Menschen eine solche Verbindung des Brunnen mit der Abtrittsgrube Beforgnisse hervorrufen müßte; in Wirklichkeit hält es aber oft schwer, selbst Leute, die auf Bildung Anspruch machen, davon zu überzeugen, daß derartige Brunnen eine stete Gefahr für die Gesundheit bilden. In solchen Fällen ist der Einwand, den man zu hören bekommt, immer derselbe: Das Wasser ist ja jahrelang ohne Schaden getrunken worden! So richtig dies auch in einzelnen Fällen sein mag, so wenig unterliegt es einem Zweifel, daß in anderen Fällen der Genuß des durch die Abgänge von Toppulkranten verunreinigten Wassers zur Ausbreitung der Seuche Anlaß gegeben hat. Dem Eindringen von Krankheitskeimen ist aber jeder mit der Abtrittsgrube in Verbindung stehende Brunnen allmählich ausgelest. Etwas günstiger verhalten sich in dieser Hinsicht die Tiefbrunnen, vorausgesetzt, daß sie bis zu der wassersführenden Schicht hinab vollständig wasserdicht mit eisernen Röhren ausgefüllt sind, so daß kein Tagewasser in die Tiefe gelangen kann. Natürlich muß auch die Wandung der Röhrenfahrt so angelegt sein, daß selbst bei starken Regenfällen, Ueberschwemmungen und dergleichen das Eindringen von Schmutzwasser unmöglich ist. Doch sind selbst dann Verunreinigungen des Brunneninhalts nicht ausgeschlossen, da das Vorhandensein natürlicher Spalten oder künstlicher Randle die Folge haben kann, daß das Tagewasser massenhaft in die wassersführende Schicht eindringt, ohne durch das langsame Durchfließen der darüber liegenden mächtigen Erdschicht gereinigt worden zu sein. Auf wie große Entfernungen hin sich derartige Zustände erstrecken können, erhellte aus dem nachstehenden, von Bolton und Frankland angeführten Beispiel. In Brentford sind zwei Tiefbrunnen in einem Abstände von etwa 100 Meter bis zu derselben wassersführenden Schicht, dem Kalk unterhalb des London-Thous, abgeteuft. Der eine dieser Brunnen gehört zu einer Bierbrauerei, der andere wurde von einer Branntweindrennerei benutzt, ging aber nach Einstellung dieses Betriebes in den Besitz eines Buchdruckers über, der seinen Bedarf für größere Wassermengen hatte und den Brunnen anderweitig zu verweihen suchte. Der Mann kam auf den Gedanken, das Abwasser seines Grundstücks in den Brunnen zu leiten, und führte diese Arbeit unverzüglich aus. Der Besitzer der Brauerei bemerkte bald darauf, daß sich das Wasser seines Brunnen außerordentlich verschlechterte und zum Brauen geradezu unbrauchbar wurde. Die Ursache dieser Erscheinung konnte er nicht ermitteln, bis er eines Tages zufällig bemerkte, was auf dem Grundstück des Buchdruckers vorgegangen war. Jetzt ging ihm ein Licht auf, und er machte einen Rechtsstreit gegen den Nachbar anhängig. Als dieser nun bestritt, daß sein Vorgehen die Wasserverschlechterung verursacht habe, wurde der Vortragende vom Gericht beauftragt, zu untersuchen, ob eine Verbindung zwischen den beiden Brunnen vorhanden sei. Er führte dies mit Hilfe des Lithion aus, das selbst in ganz verschwindend kleinen Mengen durch das Spektroskop nachgewiesen werden kann. Wurde ein wenig Lithion in den als Vertiefung benutzten Brunnen gemorfen, so fand sich dieser Stoff nach 24 Stunden in dem Brunnen des Klägers vor. Da dieses Wasser sonst kein Lithion enthielt, so war damit die behauptete unterirdische Verbindung sicher erwiesen. Der Fall zeigt, daß auf dauernde Reinhaltung selbst bei einem regelrecht hergestellten Tiefbrunnen nicht getechnet werden kann, und daß größere Mengen jederzeit reinen, ungeschädlichen Trinkwassers kaum in anderer Weise beschafft werden können, als durch Gewinnung an Orten, die weit entfernt liegen von menschlichen Anstellungen und durch Zuführung vermittelst einer Wasserleitung.

Ein Eisenbahn-Abenteurer. Vor einigen Tagen er eignete sich während einer Fahrt auf der Südbahnstrecke ein aufregender Vorfall. Während der Zug in der Richtung nach Wien dahinschob, trat plötzlich der Kondukteur mit allen Zeichen der Bestürzung in ein von mehreren Herren besetztes Koupee und theilte die vor Aufregung mit, daß in dem benachbarten Wagon eine Wahnsinnige sich befände, ein junges Weib, Fräulein oder Frau, deren ganzes Benehmen die Befürchtung erregt, daß sie sich ein Leid anthun werde. Man kann sich den Schreden der Passagiere vorstellen. Der Kondukteur wurde zur Rede gestellt, ob es denn nicht seine Pflicht sei, Vorkehrungen zur Verhütung eines Unglücks zu treffen; er antwortete darauf einfach: „Ja, was kann denn da ich thun, sie hat einen Dolch in der Hand und will ich hinein, so ist es nur noch ärger.“ Die Herren waren außer sich; sie sprangen

alle von ihren Sigen auf und traten auf die Plattform des Waggons hinaus, um durch das Fenster der Koupee die nächsten Waggons die Wahnsinnige zu beobachten. Es war ein entsetzlicher Anblick. Die Unglückliche, eine Dame von großer Schönheit, ein feines Strohhütchen mit eleganter Färbung auf dem anmuthigen Haupt, ging mit wilden Schritten in ihrem Koupee auf und nieder. Offenbar sprach sie heftige, leidenschaftliche Worte vor sich hin, aber das Brausen der Lokomotive überdünnte ihre Stimme. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, neigte den Oberleib nach rückwärts und schloß mit ihrer Hand weit aus — so stand sie sprungfertig, wie ein Angriff bereit und die Zuschauer des unheimlichen Schauspiel gewahrten in ihrer Hand einen blühenden Dolch. . . . Minuten um Minute verging und noch immer wollte der Zug nicht halten und erleichtert ahmete die Gesellschaft auf, als der Train in die Station fuhr. Daß aber Kopf führten nun die Herren in das Nachbar Koupee, um die Unglückliche zu sehen und sechs auf einmal drängten sich hinein, um sie zu entlocken. Die junge Dame wehrte sich verwehrend und schloß die Thür und ließ sich nicht anreden, als jeder Widerstand vergeblich war und sie nun ihren Namen nennen mußte, hörte man den Namen — einer Schauspielerin. Sie hatte bloß eine Kostümeinstudirt. . . . Aber noch Eins: indem sie sich zu erkennen gab, bellarmte sie nicht wenig lachend auf einmal ihr ganzes Rationales herunter — ich heiße so und so, dort und dort geboren, so und so viele Jahre alt — und darauf machte sie der Herren die Bemerkung: „Wenn sie ihr Alter nennt, ist es am Ende doch wahrhaftig.“

Leiden eines Erfinders. Aus Paris wird berichtet: „Der Maschinenbauingenieur Dubert hatte kürzlich eine Erfindung gemacht, welche es ermöglichen soll, die Geschwindigkeit der Eisenbahnen um ein Beträchtliches zu erhöhen. Die Bahnverwaltung eingeleitet Dubert's Entdeckung und prüfte seitdem derselben eine große Zukunft. Vor einigen Tagen wurde Dubert in seinem Atelier; plötzlich stürzte ein Mann herbei, versegte dem Ueberraschten mit seinem Späterstod eine kräftige Giede und rief erdittert: „Ich werde Dich lehren, die moderische Erfindungen zu machen, daß meine Schwägerin leicht gar in sechs Stunden da ist!“ Als sich Herr Dubert einigermaßen gefaßt, ließ er den Mann arretilren, der ein angesehenen Kaufmann Namens Bolivet ist.“

Kleine Mittheilungen.

Sohrau O.-E., 19. Aug. Gestern Abend 10 Uhr wurde im Gasthause zu Woslag die Gekrönte Witalla und der Vater mit einem Knecht Brülling. Der Witth verlor die das Lokal. Vor dem Hause lauerten die drei Witthale Brülling auf, und als dieser mit seinem Schwager kamen warfen sie den Schwager des B. in eine Fuge, während die drei den Brülling mit einem Orknüttel mißhandelten und tödteten. Alle drei wurden heute früh durch den Richter hieselbst eingekerkert.

Best, 22. August. (Von Freunde erschossen.) Der Matjasowicz gebürtige 21jährige Arbeiter Stefan Stanel wurde heute Morgen auf der Waidnerstraße mit einem guten Schuß aus Roachat gebürtigen 24jährigen Johann Dörmann getroffen. Beide beschloßen, den Sonntag gemeinschaftlich zu verbringen. Vorerst lehrten sie in ein Restaurant ein, dort gingen sie zu der Hausbesorgerin im Hause Marie Gasse Nr. 14, um eine Uhr zu kaufen, welche von dem verstorbenen Manne der Hausbesorgerin zurückgelassen war. Die Uhr war jedoch schon verkauft. Dajurka kaufte eine im Nachlaß des Verstorbenen befindliche einstufige Pistole für 50 Kreuzer. Hierauf beschloßen sie, in dem gegenüber liegenden Greißlerladen des Jakob Duschak ein Glas Wein zu trinken. Auf dem Wege dahin zielte Dajurka schmerzhaft der Pistole auf Stanel mit den Worten: „Nun, Stefan, Du erschieße ich Dich.“ Stanel lachte über die Drohung und meinte, daß man mit dieser Pistole wohl Niemandem etwas thun könne. In der Greißlerei angelangt, legte Dajurka die Pistole auf einen Tisch, Stanel nahm die Pistole in die Hand und zielte mit der Waffe auf den mit dem Rücken ihm gewandten Dajurka, indem er demselben zurief: „Auf den Rücken wolltest Du mich erschließen, jetzt werde ich aber Dich erschließen.“ In demselben Augenblick erdröhte ein Schuß; die Pistole hatte sich entladen und Dajurka wurde von der Kugel im Rücken getroffen. Der Unglückliche fiel, ohne einen Augenblick sich zu geben, zu Boden und war nach wenigen Augenblicken eine Leiche. Man kann sich den Schreden der im Lokal anwesenden Personen denken. Am meisten erschrocken waren Stanel, welcher sich laut jammernd auf den Boden warf, und sein Freundes warf. Die Polizei, von dem Vorfall benachrichtigt, ließ den Todten in die Leichenkammer des Hochschloßes überbrachten, während Stanel zur Ober-Stadthauptmannschaft gebracht wurde. Bei dem sofort vorgenommenen Verhör erklärte Stanel, daß er keine Ahnung davon gehabt habe, daß die Waffe geladen sei und daß er daher auch nicht die Absicht hatte, seinen besten Freund zu erschließen. Auf die Frage der Hausbesorgerin, von welcher Dajurka die Pistole geliehen wurde, erklärte, nicht gewußt zu haben, daß die Waffe geladen sei. Ihr Gatte hatte die Pistole schon seit längerer Zeit bei sich und im Kasten verwahrt gehalten. Stanel verbleibt im Weiteren in Verwahrungsbast.

Prag, 22. August. Ein räthselhafter Mord wurde hinter dem Reichthore verübt. Als vorgelesen wurde, daß Rutscher Gampels im Hofe der Bestung „Göbmanns“ hinaus und bemerkte auf dem Felde, etwa 300 Schritte von der Bestung entfernt, ein junges Mädchen im Ringelnitz mit einem Manne, welcher mit einem Messer umarmungslos das Mädchen losließ, so daß dieses schließlich bemerkt wurde, worauf er mendrach. Der Rutscher eilte zur Stelle, worauf er brecher einige Schritte zurückwich und ihm zurief, daß er erschließen werde, falls er ihn verfolgen würde. Da Stanel Rutscher sich nicht einschließen ließ, ergriff der Rutscher Flucht und sprang in einen hohen Sandsteinbruch, der hinter der Rutscher im ersten Moment glaubte, der Rutscher habe in der Schlucht den Tod gefunden; als er jedoch weiter kam, war derselbe spurlos verschwunden. Der Rutscher auf's Feld zurück und traf das Mädchen röhrend auf der Blutlache an. Darauf ließ er zum Bezirks-Rommisstrat ershatten dort die Anzeige. Sogleich begab sich der Kommissar auf den Thatori. Das Mädchen lag völlig demüthigt auf der Erde und hatte mehrere Wunden am Kopfe, die eine Wunde oberhalb des linken Auges in der Stirne. Die Wunde aufhob, entquoll ein Blutstrom ihrem Munde. Die erste war etwa 18 bis 20 Jahre alt und anscheinend eine bessere. Etwas dreißig Schritte weiter lag ihr blutiges Kleid und ein abgerissener falscher Haarjopf. Die erste zeigte sich bereits auf dem zur Bestung führenden Wege. Allem Anschein nach war die Unglückliche von vor ihrem Angreifer abwärts ins Feld gestürzt. Das Mädchen stand während des Transports im Allgemeinen ruhig. Der Mörder trug eine Militärärmel. Nach einer Rekonstruktion „Ratodni listu“ soll hier ein Lustmord vorliegen.

Briefkasten der Redaktion.

H. S., Rutzstraße. Wenn Sie nachweisen können, daß das Geschäft wirklich durch Ihre Vermittlung zu Stande gekommen ist, dann müssen Sie den Prozeß gewinnen.
S. E. Joh. Gottfr. Kinkel wurde am 11. August zu Oberstfeld bei Bonn geboren; er starb am 12. Juni zu Bück.

